

Wolfgang Teubert

## Der gelehrte Jargon – Ein deutsches Phänomen?

Aus einer Buchbesprechung in der »Zeit«: *„Das Einzugsgebiet dieser fast durchweg aus der ‚Negation der Negation‘ sich affirmierenden Vermittlungsarbeit, die ihre polemische Dynamik aus einer konsequent durchgehaltenen Frontstellung gegenüber dem – sagen wir mal pauschal: wahrnehmungsästhetischen und erkenntnistheoretischen Unmittelbarkeitsanspruch ‚postmoderner‘ Kulturproduktion gewinnt, erstreckt sich, bei stetiger Rücksicht auf einen Avantgardebegriff, der dem nach wie vor gängigen Innovationspostulat zugunsten einer radikalen Entkanonisierung – und Neubewertung – kultureller Traditionen den Abschied gibt, gleichermaßen auf Bild- und Wortkunst, auf Musik und Philosophie, auf Theater und Architektur, auf Mode, Medien und Design.“* (Aus: SPIEGEL vom 18. 1. 1988: Hohlspiegel)

Man kann schwierige Themen und komplizierte Zusammenhänge nicht im Stil der Bildzeitung abhandeln. Dem Rezensenten eines wissenschaftlichen Werkes muß es gestattet sein, ein Buch in der etablierten Sprache seiner Fachdisziplin zu besprechen. Während man mit solchen Argumenten die oben genannte Textpassage rechtfertigen könnte, hat sie in den »Hohlspiegel« sicher deshalb Eingang gefunden, weil sie ein typisches Beispiel für ein kaum verständliches Kauderwelsch ist, das Pierre Bourdieu in seinem Buch über Martin Heidegger als »gelehrten Jargon« bezeichnet. Solche Sprache, sagen viele, täuscht Wissenschaftlichkeit nur vor, ohne diesen Anspruch einzulösen; sie klärt nicht nur nichts, sondern schweigt sich auch darüber aus, welche konkreten Probleme sie abhandelt, welche Fragen sie erörtern will.

Unzumutbarer gelehrter Jargon oder legitime Wissenschaftssprache – es hat nicht den Anschein, als gäbe es einsichtige Abgrenzungskriterien, auf die man sich leicht einigen könnte. Unverständlichkeit für den Laien ist an sich noch kein Indiz für den Jargon. Es spricht nicht gegen einen wissenschaftlichen Artikel, wenn er jedem, der nicht vom Fache ist, verschlossen bleibt.

### Wissenschaftssprache und gelehrter Jargon

Die Fachliteratur wendet sich an den Fachmann. Kein Laie hat ein Recht darauf, Texte, die ein Wissenschaftler für den Kreis seiner Fachkollegen schreibt, verstehen zu können. Ein Fachmann, der sich informieren will, darf erwarten, daß das Referat, der Aufsatz, das Buch, das er zur Kenntnis nimmt, nur Relevantes enthält. Es geht ihm darum zu erfahren, welche neuen Erkenntnisse es gibt und welche etablierten Theorien in Frage gestellt werden. Worüber man sich innerhalb seines Fachgebiets längst verständigt hat, dafür ist in der aktuellen fachinternen Diskussion kein Platz. Die Kenntnis des theoretischen Rahmens, in dem argumentiert wird, wird ebenso vorausgesetzt wie die Vertrautheit mit der fachspezifischen Terminologie. Die fachspezifischen Ausdrücke, seien es Neologismen oder aus der Standardsprache entnommene Wörter, haben eine durch die jeweilige Theorie determinierte Bedeutung und ihren fest umrissenen Geltungsbereich.

Jedes Sachgebiet hat seine eigene Sprache; vor allem in ihrem Wortschatz unterscheiden sich Fachsprachen von der Allgemesprache. Fachwörter wie *Pertinenzdativ* oder *Eineindeutigkeit* bezeichnen Gegenstände, Sachverhalte und Konstrukte, über die man im alltäglichen Leben nicht redet, über die sich aber Spezialisten miteinander verständigen müssen. *Besitz* und *Eigentum* haben für Juristen eine andere Bedeutung als in der Standardsprache. Der interessierte Laie kann sich in Einführungen, Fachbüchern und Artikeln in populärwissenschaftlichen Zeitschriften (wie dem SPRACHREPORT) über Themen, Probleme und Erkenntnisse der Wissenschaften informieren. Dort werden, wo immer nötig, spezifische Wörter eingeführt und in ihrer Bedeutung erläutert. Auch die Sprache der fachexternen Kommunikation ist immer noch Wissenschaftssprache (oder sollte es doch sein), allerdings eine, die den Anspruch erhebt, für den Laien verständlich zu sein, für den Leser also, der bereit ist, zum Verständnisprozeß durch »aktives« Lesen beizutragen.



Auch der Linguistik steht eine Fachsprache zur ökonomischen Bewältigung der »fachinternen Kommunikation« zu. Nur weil sich der Sprachwissenschaftler mit Sprache beschäftigt, muß er sich nicht immer für jedermann verständlich ausdrücken. Aber die Fachsprache ist nicht dasselbe wie der gelehrte Jargon; letzterer verwendet über die Erfordernisse der fachinternen Kommunikation hinaus bestimmte Stilelemente, die bewirken sollen, daß man einem Text möglichst schon von weitem ansehen soll, wie ungeheuer »wissenschaftlich« er ist. Dazu gehören auf syntaktischer Ebene beispielsweise stark verschachtelte Sätze, ein Übermaß an Substantivierungen und lange attributive Ketten, die allesamt der Verständlichkeit nicht gerade förderlich sind; im Wortschatz gehört hierher ein möglichst üppiger Gebrauch von Imponierwörtern wie *System*, *Parameter*, *Performanz*, *strukturalistisch*, *transzendental*, Wörtern also, die in ihrer Häufung ein beinahe mystisches, typisch deutsches und daher unübersehbares Konzept von »Wissenschaftlichkeit« entwerfen. Solche Wörter sind keine Fachwörter; durch den häufigen Gebrauch in ganz unterschiedlichen Kontexten fehlt ihnen zumeist eine klar definierte Bedeutung.

Nicht viel anders verhält es sich auch mit den Entlehnungen aus der Alltagssprache. Heidegger etwa verwendet Wörter wie *Dasein*, *Entdeckung*, *Fürsorge*, wie Bourdieu es sieht, »in einem Kontext, der, wegen des steten Spiels mit den unterschiedlichen Bedeutungen des Wortes, eine philologische und polyphone Lektüre erheischt, die in der Lage ist, den alltäglichen Sinn zu evozieren, und verdammt sogleich diesen Sinn, indem er ihn mitsamt seinen pejorativen Konnotationen in die Ordnung des vulgären und vulgär »anthropologischen« Verständnisses abdrängt«. Im philosophischen Verstehen dieser Wörter erschließen sich für Heidegger in der Alltagssprache verborgene Wahrheiten, die ihre suggestive Überzeugungskraft gleichwohl aus ihrem alltagssprachlichen Assoziationspotential und ihrer Anschaulichkeit herleiten: »Die Entschlossenheit ist aber nur die in der Sorge gesorgte und als Sorge mögliche Eigentlichkeit dieser selbst«. Diese Art der Wortverwendung unterscheidet sich grundlegend von der etwa der Mathematiker, die gelegentlich auch auf ein alltagssprachliches Wort wie *Gruppe* zurückgreifen, es jedoch eindeutig losgelöst von der Umgangssprache als Element mit einer ausgewiesenen Position im Rahmen einer Theorie definieren.

Zwar distanziert sich Heidegger von der alltagssprachlichen Verwendung von Kernbegriffen wie *Sorge*, *Fürsorge*, *besorgen*: »Gegenüber diesen vorwissenschaftlichen, ontischen Bedeutungen wird der Ausdruck »Besorgen« in der vorliegenden Untersuchung als ontologischer Terminus (Existenzial) gebraucht in der Bezeichnung des Seins eines möglichen In-der-Welt-Seins.« Die behauptete Unabhängigkeit von der Alltagssprache wird jedoch angesichts von Fügungen wie *die Sorge als besorgende Fürsorge* fragwürdig, die ihren Reiz aus dem Spiel mit Worten beziehen. Wie bei den Imponierwörtern entstehen die Verständnisprobleme auch hier daraus, daß für den Leser meist nicht zu entscheiden ist, bis zu welchem Grad die Wörter alltagssprachlich oder fachsprachlich zu interpretieren sind.

Wie auf der syntaktischen und auf der Wortebene manifestiert sich der gelehrte Jargon auch in der Textstruktur. Bewußte Absicht oder schlichtes Unvermögen sind hier allerdings noch weniger auseinanderzuhalten. Kennzeichnend ist vor allem ein Mangel an Transparenz im Textaufbau, eine für den Leser uneinsichtige Gliederung und die Neigung zu Exkursen. Bei Texten, die in einem guten Wissenschaftsstil abgefaßt sind, wird man jeder Textstelle, jedem Abschnitt eine Funktion im Zusammenhang der gesamten Darstellung zuweisen können. Muß dagegen der Leser den Aufbau erst mühsam rekonstruieren, dann wird ihm dadurch nicht nur erschwert, den Text gerecht zu beurteilen, sondern dem Autor fällt es auch leicht, sich der Kritik zu entziehen, indem er dem Leser vorhält, er habe den Text falsch verstanden.

## Der gelehrte Jargon: von außen betrachtet

Wer in Deutschland Wissenschaftler werden will, dem nützt es, den gelehrten Jargon zu beherrschen. Ein Privatdozent etwa berichtete, einer der Gutachter hätte an seiner Habilitationsschrift nichts anderes als einen »populären Stil« auszusetzen gehabt. Der Linguist Bernd Spillner schreibt: »Für Laien verständliche ... Darstellungen wissenschaftlicher Zusammenhänge sind im allgemeinen weder karrierefördernd noch verstärken sie das Ansehen bei Fachkollegen.« Karl R. Popper zitiert als Beispiel für den gelehrten Jargon folgende Stelle bei Jürgen Habermas: »Theorien sind Ordnungsschemata, die wir in einem syntaktisch verbindlichen Rahmen beliebig konstruieren. Sie erweisen sich für einen speziellen Gegenstandsbereich dann als brauchbar, wenn sich ihnen die reale Mannigfaltigkeit fügt.« Um die (vermeintliche) Trivialität des Gesagten zu illustrieren, übersetzte Popper diesen Satz – natürlich polemisch – in »normales« Deutsch: »Theorien sollen nicht ungrammatisch formuliert werden; sonst kannst du sagen, was du willst. Sie sind auf ein spezielles Gebiet dann anwendbar, wenn sie anwendbar sind.«

Ist der vielbeklagte gelehrte Jargon nun ein universales Problem oder eine typisch deutsche Eigentümlichkeit? Läßt sich der Jargon mit seinen syntaktischen, lexikalischen und textuellen Merkmalen überhaupt von der legitimen Wissenschaftssprache abgrenzen? Der Vergleich mit anderen Sprachkulturen kann hier weiterhelfen. In seinem jüngst erschienenen Aufsatz »Discourse Structures and Cultural Stereotypes« weist der deutschstämmige australische Germanist Michael Clyne nach, daß, bedingt durch unterschiedliche Schwerpunkte in Schule und Ausbildung, deutschsprachige Wissenschaftler in der Tat anders schreiben als solche aus dem angelsächsischen Raum und daß, was die Verständlichkeit angeht, der Vergleich nicht unbedingt zugunsten des deutschen Wissenschaftsstils ausgeht.

Bezeichnend sind Clynes Zitate aus Rezensionen deutschsprachiger Linguistikbücher in amerikanischen Zeitschriften (in meiner Übersetzung):

*Obwohl W in der Art eines österreichischen Wissenschaftlers schreibt, ist dies ein lesbarer Band.*

*Ein Schwerpunkt und ein inhaltlicher Zusammenhang fehlen; das Problem wird noch verschlimmert durch eine beschwerliche Darbietung ... Die verworrene Sprache.*

*... Der Student in einem soziolinguistischen Einführungskurs würde in der dunklen Sprache und in der flatterhaften Organisation ins Schwimmen geraten.*

*Wenn man erst einmal den überflüssigen Wortschwall abgepellt hat, ist das, was bleibt, entweder völlig trivial oder so vage, daß weder Zustimmung noch Widerspruch möglich ist.*

Andererseits schreibt der Übersetzer im Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe eines amerikanischen linguistischen Buchs:

*Nicht geändert wurden Stil und Ton des Originals, soweit sie sich überhaupt in eine andere Sprache »übersetzen« lassen – und besonders ins Deutsche, dessen spezielle »Sprache der Wissenschaft« eine lange Tradition hat, die heute noch nur selten durchbrochen wird ... Wer der Meinung ist, daß wissenschaftliche Erkenntnis nur mit Hilfe einer »ernsten« und »schweren« Sprache dargelegt werden können, der sollte mit der Lektüre dieses Buches gar nicht erst beginnen. Die Autoren vertreten nämlich die Ansicht, daß man auch dann den Boden der strengen Wissenschaftlichkeit nicht zu verlassen braucht, wenn man das, was man zu sagen hat, anschaulich darlegt.*

In Kommentaren deutschsprachiger Autoren, die in größerem Umfang auch englisch publizieren, finden sich folgende Äußerungen:

*Mein deutscher Stil ist reicher und komplizierter und viel schwerer zu lesen; mein englischer Stil ist trivialer.*

*Im Englischen gebe ich mir mehr Mühe mit meinem Stil.*

*Englisch ist einfacher und klarer und eignet sich mehr für wissenschaftliche Texte; Deutsch ist wissenschaftstheoretischer.*

*Früher habe ich im Deutschen keine Organisationshinweise gebracht und immer historische Übersichten gegeben. Jetzt schreibe ich deutsch mehr wie englisch – klar, mit Wortspielen und Nebenbemerkungen, aber die Hauptgedanken werden nicht abgelenkt.*

Eine der Ursachen für die Unterschiede im Wissenschaftsstil sieht Clyne im Aufsatzunterricht der Schule. Dem Besinnungsaufsatz im Deutschen entspricht im Angelsächsischen der Essay. Ein guter Essay, wie er an den Schulen dort eingeübt wird, hat folgende Eigenschaften:

- Die Abhandlung sollte strikt vom Thema oder der Fragestellung abgeleitet sein, die daher zu Beginn erklärt und verdeutlicht werden muß.
- Alles, was gesagt wird, muß relevant für das Thema sein.
- Das Ende eines Absatzes sollte zum Anfangssatz des nächsten hinführen, der wiederum sagt, worum es in diesem Absatz geht.
- Wiederholung ist unerwünscht.

Lineare Entwicklung, das Fehlen von Redundanz, ausdrückliche frühe Erläuterung der Kernbegriffe und der Verzicht auf Exkurse, die über das enggefaßte Thema hinausführen, sind für den Essay ebenso wichtig wie der dargestellte Inhalt. Der deutsche Akademiker findet solche Texte leicht oberflächlich, laienhaft und der Vielfalt der



Aspekte zu wenig Rechnung tragend. Während in der angelsächsischen Welt eine Bemerkung, daß der Zuhörer einem Text sehr leicht folgen konnte, als Kompliment aufgefaßt wird, gilt dies bei uns eher als Beleidigung. Dem entspricht, daß im Englischen der Autor eine »Bringschuld« hat; er muß zeigen, daß das, was er vorträgt, für den Hörer interessant ist. Im Deutschen wird eher vom Hörer erwartet, daß er sich mit dem Text Mühe gibt, daß er versucht herauszufinden, was gesagt worden ist und warum es gesagt worden ist.

## Historische Ursachen

Es wäre indessen kurzsichtig, nur den Schulunterricht für den spezifisch deutschen Wissenschaftsjargon verantwortlich machen zu wollen. Grundsätzlich haben die Deutschen, und das seit Jahrhunderten, ein anderes Verhältnis zu ihrer Sprache als die Engländer. Weder für die deutsche Orthographiebesessenheit noch für den erbitterten Kampf gegen Fremdwörter gibt es im Englischen Vergleichbares. Vieles spricht dafür, daß sich seit dem Humanismus im Deutschen auch ein anderer Stilideal als im Englischen entwickelt hat, wobei im großen und ganzen der deutsche Wissenschaftsstil sicher mehr Ähnlichkeit mit dem französischen als mit dem englischen hat. Wohl herrschen im Französischen eher Brillanz und Eleganz als Ideal vor, während im Deutschen gedankliche Tiefe gefordert wird, die sich in der Erfassung der gesamten Komplexität des Themas, in der Rückführung auf möglichst allgemeine Prinzipien und im Streben nach abstrakter Wahrheit zeigt. Beiden Stilen ist indessen gemeinsam, daß ihnen ein hoher sozialer Prestigewert zukommt. Nicht die eingängige Verständlichkeit seiner Texte, nicht sein Informationsinteresse weisen den Sprecher als wichtige Person aus, sondern seine Fähigkeit, sein Thema auf einem sprachlichen (lexikalischen oder rhetorischen) Niveau abzuhandeln, das den meisten seiner Rezipienten fehlt oder das ihn als Experten ausweist.

Vielleicht steht dieser Befund im Zusammenhang mit einer langen und folgenreichen Tradition der Sprachnormierung, die in Deutschland und Frankreich seit dem 16. Jh., nicht aber in England nachzuweisen ist. Sprachnormierung beschränkt sich nicht auf die Orthographie und die Regelung der schlichten Morphosyntax. Immer ging es den Normierern, die sich häufig das Gelehrtenlatein zum Vorbild nahmen, auch um die Meisterung komplexen Satzbaus, um die aktive Beherrschung der vielfältigen Wortbildungsmittel, wie sie zur Komprimierung von Gedankengefügen auf engem Raum erforderlich sind, also um »guten Stil«, wobei der nicht unbedingt mit verständlicher Sprache gleichgesetzt werden muß.

Die Herausbildung einer normierten deutschen Hochsprache wird oft noch zu sehr als Leistung verstanden, die die Verständigung zwischen den verschiedenen Mundartgebieten im deutschen Sprachraum wenn nicht gar ermöglicht, so doch gefördert hat. Es mehren sich aber die Hinweise, daß hinter den Normierungsbestrebungen der Sprachgelehrten in den vergangenen Jahrhunderten auch wirtschaftliche und machtpolitische Motive vermutet werden können. Wolfgang Settekorn etwa hat nachgewiesen, daß die Standardisierung der französischen Orthographie nach der Erfindung des Buchdrucks von den bereits etablierten Druckern auch deswegen gefördert wurde, um unerwünschte Konkurrenz aus dem lukrativen Verlagsgeschäft fernzuhalten. Vielleicht hatten auch einige Normen, die sich im deutschen Wissenschaftsstil herausgebildet haben, den Zweck, die wissenschaftliche Zunft möglichst klein zu halten und nach außen abzuschotten.

Normen erleichtern die Verständigung nicht nur; setzt man sie hoch genug an, dienen sie auch dem Ausschluß all jener aus der Kommunikation, die sie nicht zu beherrschen gelernt haben. Wer den gelehrten Jargon beherrscht, braucht sich um die Einwände der Laien nicht zu bekümmern. Er kann darauf verweisen, daß er von jemandem, der ihn nicht versteht, auch nicht widerlegt werden kann. Wer in der öffentlichen Kommunikation angegriffen wird, dem hilft die Flucht in eine hermetische Sprache wie den gelehrten Jargon allerdings nur, wenn sie ihm Statusgewinn verspricht. Dies ist in den angelsächsischen Ländern merklich weniger der Fall als bei uns, vielleicht weil sich das Verhältnis zur Obrigkeit dort seit langem von unserem unterscheidet.

Mir scheint vieles dafür zu sprechen, daß Wissenschaftlichkeit, und damit auch die Fähigkeit, sich im gelehrten Jargon ausdrücken zu können, im deutschen Sprachraum einen höheren Sozialstatus hat als im angelsächsischen Gebiet. Vielleicht liegt das auch daran, daß für aufstiegsorientierte deutsche Kleinbürger die Erringung akademischer Weihen seit Jahrhunderten einen von Vermögensverhältnissen unabhängigen Zugang zur bürgerlichen Elite ermöglichte.

Gerade der Geisteswissenschaftler trat als »vom Staat besoldeter kleiner Prophet« (Max Weber) nur zu gerne in die Fußstapfen des Hohepriesters und versuchte nicht zuletzt durch den gezielten Abstand des Stils sein gleichsam sakrales Wissen der profanen Alltätigkeit gegenüberzustellen. Man kann einfach nicht, wie Bour-

dieu schreibt, dem Satz Martin Heideggers »Die eigentliche Not des Wohnens beruht darin, daß die Sterblichen das Wesen des Wohnens immer erst wieder suchen, daß sie *das Wohnen erst lernen müssen*«, dieselbe Behandlung zuteil werden lassen wie der Äußerung »die Wohnungsnot wird immer schlimmer«.

## Der Erfolg des gelehrten Jargons

Es gibt keinen einheitlichen deutschen Wissenschaftsstil. Einige Forscher kommen durchaus ohne gelehrten Jargon aus. Das heißt nicht, daß ihre Texte immer leicht zu verstehen sind. Wenn schwierige Sachverhalte und komplizierte Zusammenhänge erörtert werden, kann auch die Sprache nicht simpel sein, und der Leser muß sich entsprechend anstrengen. Oft genug ist es jedoch schlichte Nachlässigkeit, die den Wissenschaftler davon abhält, seine Aussagen in verständlicher Form zu formulieren; oder der hermetische Stil soll möglicher Kritik vorbeugen.

Die Sprache des Soziologen Norbert Elias läßt sich beispielsweise nicht mit der seines Fachkollegen Niklas Luhmann vergleichen. Der erstere möchte seine Hypothesen und Erkenntnisse so darstellen, daß sie vom Leser eingesehen, bewertet, akzeptiert oder verworfen werden können. In den von ihm entworfenen Gesellschaftsbildern gibt er, geleitet von seinen Hypothesen, Erklärungen für gesellschaftliche Entwicklungen, deren Plausibilität der Leser, wenn er Elias' Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse folgt, selbst auf seinem Erfahrungshintergrund bewerten kann. Für Luhmann steht, so scheint mir, die Frage im Vordergrund, ob seine Theorie mächtig genug ist, vielfältige Bereiche der gesellschaftlichen Wirklichkeit angemessen zu beschreiben. Die Theorie selber wird in einer kalkülähnlichen Kunstsprache weithin anschauungsfreier Begriffe notiert, die der Leser ohne Beispiele kaum mit Verständnis und Einsicht nachvollziehen kann. In der Tat kann man sich nur schwer des Eindrucks erwehren, daß die gegebenen Beispiele mehr den Zweck haben, Hilfe zur Interpretation der Theorie zu leisten, als zu zeigen, wie die Theorie einen Beitrag zum Verständnis der Wirklichkeit leistet. Hermann Glaser zitiert in seinem Artikel »Raffinement und Sprache der postmodernen Sprachspiele« (Frankfurter Rundschau vom 17. 10. 1987) folgende Passage:

*»Eine funktionale Reanalyse hätte von der Funktion einer Selbstbeschreibung des Systems im System auszugehen. Sie würde damit sehr rasch zu der Einsicht kommen, daß jede Selbstbeschreibung das System, das sie beschreibt, vereinfacht modelliert, also Komplexität reduziert, also Differenzen erzeugt, nämlich die Differenz zwischen dem System, das sich selbst beschreibt, und seiner Selbstbeschreibung. Jede Reflexion erzeugt Beobachtung der Reflexion, erzeugt Kritik der Reflexion, und diese Bedingung wirkt selektiv – vielleicht im Sinne eines rekursiven HerausSORTIERENS beobachtungsfester, semantischer Festlegungen auf Widerruf, vielleicht im Sinne der »Eigenvalues« selbstreferentieller Systeme.«*

Für Glaser hat eine derartige Kombinatorik »gleichsam »wirklichkeitsentkernter« Begriffe« zu einer Art neoscholastischer »Begriffsalgebra« auch die Wirkung, den Autor dadurch zu »nobilitieren«, daß kaum noch einer der »redlich Bemühten« mithalten kann. Indessen ist der zitierte Text von Luhmann aus dem Zusammenhang seiner Theorie gerissen, die zur Beurteilung der Passage herangezogen werden müßte. Diese Theorie kann dann mit Recht die Aufmerksamkeit der Fachöffentlichkeit fordern, wenn sie für sich beanspruchen kann, relevante Erkenntnisse und einleuchtende Erklärungen von Zusammenhängen der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu liefern, die mit einer weniger abstrakten Theorie entweder gar nicht zu finden oder mit erwiesenen Sachverhalten nicht in Einklang zu bringen wären.

Es gibt weitere Gründe, warum es gerade diese Art gelehrten Jargons relativ leicht hat. Wer sich unter den Fachkollegen mit solchen fast hermetischen Systemen (und dafür gibt es wohl in jeder geisteswissenschaftlichen Disziplin zahlreiche Beispiele) kritisch auseinandersetzen will, muß sich gründlich einarbeiten – er müßte mehr Zeit investieren, als ihm in aller Regel zur Verfügung steht. So kommt es, daß sich mit Veröffentlichungen dieser Art meist nur Mitglieder der jeweiligen *in-group* gründlich auseinandersetzen, die in Einzelheiten mit dem Autor divergieren mögen, aber natürlich kein Interesse haben, die Richtung selbst in Frage zu stellen.

Bei Dissertationen und Habilitationsschriften fängt es an. Kaum ein Gutachter kann den eigentlich erforderlichen Zeitaufwand erübrigen, um eine Schrift zu analysieren, mit deren mühsam entschlüsselbarer Theorie er nur oberflächlich vertraut ist. Zweifel des Rezensenten schlagen in der Regel zugunsten des Verfassers aus. Dieser Bonus beflügelt ihn, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Weigert sich jedoch ein gewissenhafter Wissenschaftler zu gutachten, bleiben nur die Rezensenten übrig, die der Richtung ohnedies wohlwollend gegenüberstehen.